

Nr. 116. Bromberg, den 25. Juni 1926.

Ein verlorenes Paradies.

Von Frieda Zieschank.

(5. Fortsetzung.)

Frau Rüdiger führte den Gast in das für ihn bereite Fremdenzimmer, einen einfach und freundlich eingerichteten, lichten und luftigen Raum. Sie fragte nach besonderen Wünschen, erklärte, daß in einer halben Stunde der Lunch eingenommen würde, und zog sich dann zurück, damit Martha sich etwas erfrischen und ausruhen könne. Eine schöne ruhige Würde lag in dem Auftreten dieser fremdartigen Frau.

Zur angegebenen Zeit trat ein niedliches, etwa achtjähriges Mädchen nach schüchternem Anklopfen in das Zimmer.

„Die Eltern lassen bitten“, bestellte es mit höflichem Knicks.

Martha richtete einige freundliche Fragen an das Kind und ließ sich dann von ihm auf die hintere Veranda des Hauses führen, wo ein mächtiger runder Tisch einladend und geschmackvoll gedeckt war.

Man nahm Platz, Martha zwischen dem Hausherrn und ihrem Verlobten sitzend, an dessen anderer Seite sich Frau Rüdiger niederließ. Die größeren Kinder, ein Knabe und zwei Mädchen im Alter von sieben bis zehn Jahren, hatten ihre Plätze zwischen den Eltern. Ein üppiges junges Mädchen von unverkennbar samoanischem Typ servierte geschickt. Rüdiger stellte es als Verwandte seiner Frau vor.

Martha war überrascht, mit welchem Anstand die Kinder speisten, ihre Wohlerzogenheit und Gesittung schien ganz gewiß der Jugend guter heimischer Kreise nichts nachzugeben.

Die Hausfrau waltete ihres Amtes mit der ihr eigenen stillen Würde. Die Unterhaltung wurde nur in deutscher Sprache geführt, selten richteten die Männer einige englische Worte an Frau Rüdiger, die dann wohl freundlich Bescheid gab, sich aber an der allgemeinen Unterhaltung nicht beteiligte. Und trotzdem vergaß man nicht einen Augenblick, daß sie die Herrin des Hauses war.

Die Küche war ausgezeichnet und echt deutsch. Martha, die während der letzten zwei Wochen auf die schlechte Küche des Neuseeländer Dampfers angewiesen gewesen und deshalb ziemlich ausgehungert war, wunderte sich selbst über ihren Appetit. Sie sagte der Hausfrau einige anerkennende Worte.

„Ja, meine Frau ist die beste Köchin weit und breit“, rühmte Rüdiger, „sie hat aber auch den besten Lehrer gehabt — ihren Mann nämlich“, setzte er stolz hinzu.

Er war ein lustiger Gesellschafter, steckte voller Schnurren und Schwänke und, da ein gutes Glas Wein ein übriges tat, wurde die Stimmung angeregt. Zum Nachtisch gab es sogar noch eine besondere Überraschung: eisgekühlten Sekt, mit dem auf das Brautpaar angestoßen wurde.

Von Marthas Seele war der Druck etwas gewichen und sie scherzte munter mit den anderen. Infolgedessen war auch Uffrecht heiter und liebenswürdig.

Zum erstenmal wieder wagte sie es, ihn richtig anzusehen. Er machte einen ganz anderen Eindruck als unterwegs, als der Tropenhelm mehr als die Hälfte seines Gesichts verdeckt hatte. Das Bedeutendste an diesem Männerkopf war ja unstreitig die starke, etwas vorgebaute Stirn, die sich von dem übrigen sonnverbrannten Gesicht mit scharfer Grenze weiß abhob. Merkwürdig hell waren die Augen, die mit ihrem scharfen, kühnen Blick sie unwillkürlich an Adler- oder Falkenaugen denken ließen.

Hatte er sie heute früh erschreckt mit seiner verfrühten Vertraulichkeit, so erschreckte es sie nun, daß er sie scheinbar unbeachtet ließ.

Hatte sie ihn mit ihrer Zurückhaltung verletzt? Hatte sie die ersten Ansätze eines guten Verhältnisses im Keim zerstört? Das hatte sie nicht gewollt — das nicht!

Mit zarten, schüchternen Versuchen trachtete sie gut zu machen, was sie versehen hatte; mit ganz kleinen Aufmerksamkeiten, die nur ihm allein bemerkbar sein konnten. Und er bemerkte sie wohl und dankte ihr mit einem warmen Blick. Sie gewann es sogar über sich, diesem Blick nicht auszuweichen und empfand eine kleine heimliche Freude an diesem Einverständnis.

Nachdem die Hausfrau die Tafel aufgehoben, zog man sich zur Mittagsruhe zurück. Martha lag noch eine Weile in ihrem Zimmer unter dem Moskitonetz und versuchte, die Eindrücke des Vormittags zu ordnen; dann aber überwältigte sie doch der Schlaf, der sie die letzte Nacht auf dem Schiffe geflohen, und hielt sie tief und traumlos mehrere Stunden gefangen.

*

Als die Frauen gegangen, hatten es sich die beiden Männer in einer Ecke der Veranda auf breiten Rangoonstühlen bequem gemacht, und Uffrecht steckte sich seine Zigarre an. Rüdiger, der, wie er stets erklärte, „leidenschaftlicher Nichtraucher“ war, sah ihm schweigend zu.

„Bist doch ein fabelhafter Glückspilz, Uffrecht!“ meinte er dann, „deine Braut ist reizend.“

„Reizend — ja wirklich, das ist sie!“ kam es mit einem Seufzer, aber im Ton innerster Überzeugung aus des Freundes Munde, und seine Augen blickten träumerisch den blauen Rauchwolken nach.

Rüdiger sah schmunzelnd nach ihm hinüber. „Junge, Junge, bist du verliebt!“ dachte er, sprach es aber wohlweislich nicht aus. Bald verriet sein tiefes, regelmäßiges Atmen, daß er vorläufig der Umwelt entrückt war.

Der stille Raucher an seiner Seite träumte mit offenen Augen weiter.

Nun war sie da, die so lange gewünschte Gefährtin — und so ganz anders, als er sie sich ausgemalt hatte! Einen reifen, in sich gefestigten Menschen hatte er erwartet, ein älteres Mädchen, das er mit ruhiger Selbstverständlichkeit in sein Heim als Herrin führen würde. Der Verzicht auf eine persönliche Herzenswahl war ihm nicht leicht geworden. Aber er war in dem Alter, in dem es Zeit war, eine Familie zu gründen, und in seiner Einsamkeit hatte er sich nach Frau und Kindern gesehnt. Sein Lebenswerk lag ihm jedoch viel zu sehr am Herzen, als daß er es eine Zeitlang fremden Händen hätte anvertrauen mögen, — und so war ihm kein anderer Weg für die Erfüllung seiner Wünsche geblieben als der, den er nun gegangen war.

Er hatte seiner Mutter vertraut, daß sie ihm eine passende Frau finden würde. Gesundheit, angenehmes Äußere, ein zuverlässiger Charakter — das war so ziemlich alles gewesen, was er von seiner künftigen Frau verlangte. Mit dem, was man unter Liebesleidenschaft verstand, hatte er geglaubt, endgültig fertiggeworden zu sein. Eine Ehe war ihm als Schutzwehr erschienen gegen derartige „Entgleisungen“, die ihn womöglich eines Tages zu einer „Dummheit“ führen konnten, wie Freund Rüdiger sie gemacht hatte und als

welche ihm jede Vereinigung mit einer Fremdblütigen erschien.

Und nun war sie da, und war ein jugendliches, anmutiges Wesen, das vom ersten Augenblicke an sein Herz bewegte und sein Blut entzündete. Nun hatte er sie — und hatte sie doch nicht. Welcher Schrecken hatte ihn angestarrt unterwegs bei seiner Annäherung! — Seine Lippen preßten sich zusammen bei der Erinnerung an die Abweisung. — Das — nein — das wollte er nicht nochmal erleben! Jetzt hieß es, sich beherrschen. Er durfte das so spröde Mädchen nicht kopfscheu machen, mußte sich gedulden, bis er sicher war, seine Neigung gewonnen zu haben. So lange mußte er der kühle, korrekte Verlobte bleiben, den es wohl erwartet hatte.

War das nicht eigentlich eine unwürdige Rolle?

O nein — denn was gibt es Schöneres als das Warten auf ein Glück!

Daß es ein Glück werden würde, wußte sein Herz jetzt schon.

Würde er vergebens warten?

*

Erst zum Nachmittagstee kam Martha mit noch vom Schlaf geröteten Wangen wieder zum Vorschein. Sie sah frisch und ausgeruht aus. Sein Herz flog ihr entgegen — aber er begnügte sich mit einem ritterlichen Handkuß.

Man saß um den Teetisch auf der Vorderveranda. Die Post war inzwischen von Ah Sing gebracht worden, und auch für Martha war ein Brief dabei von ihren Nichten, die ihr Grüße und Wünsche in die neue Heimat sandten. Das Schreiben war im Postsack mit ihr die letzte Strecke Wegs auf der „Tofua" gereist."

Die zärtlichen Worte der Kinder bewegten sie tief, und beinahe liebevoll, in einer Anwandlung von Heimweh, strich sie über das Papier.

Der Mann an ihrer Seite hatte sie beobachtet und bemerkte ihre Bewegung. Er sah, daß die Anschrift auf dem Briefumschlag von einer Männerhand geschrieben war. Eine eifersüchtige Regung machte ihn unruhig.

„Sind es gute Nachrichten?" fragte er unsicher.

„Von meinen lieben Kleinen daheim —" klang die versonnene Antwort. Sie hörte nicht den Seufzer der Erleichterung, der dem Manne entfuhr, und es fiel ihr auch nicht auf, daß er darauf in eine fast übermütige Laune verfiel. Wohl aber hatte Freund Rüdiger den Vorgang beobachtet, und es zuckte verdächtig um seine Lippen.

An die beiden Freunde war aus Deutschland die Vermählungsanzeige eines anderen Pflanzers eingetroffen, der sich daheim eine Frau gesucht hatte und nun wohl bald mit ihr in der Kolonie eintreffen würde.

Man sprach davon und stellte Vermutungen darüber an, wie sich die deutsche Frau zu der farbigen Familie ihres Mannes stellen würde.

Martha erfuhr, daß der junge Ehemann „faa samoa" verheiratet gewesen und daß fünf Sprößlinge aus dieser Verbindung vorhanden seien. Ihre gänzliche Verständnislosigkeit machte eine Erklärung notwendig.

Sie erfuhr, daß eine „faa samoa"-Ehe ein ohne jede Förmlichkeit geschlossener und so auch wieder zu lösender Bund sei und daß ein großer Teil der weißen Männer in solcher Gemeinschaft mit Voll- oder Halbblutsamoanerinnen lebte. Daß das aber nicht ohne weiteres mit einem Konkubinat nach europäischen Begriffen zu vergleichen sei. Wenn auch keine nach deutschem Recht gültige Eheschließung vorläge, so gelte der Bund doch in den Augen der Samoaner als durchaus korrekt, und der weibliche Teil verdiene deshalb nach landesüblicher Ansicht keineswegs Nichtachtung. Dem Manne aber blieb ohne weiteres die Freiheit, eine deutsche Familie zu gründen.

Martha war trotz ihrer persönlichen Reinheit jede Prüderie fremd. Als Arzttochter hatte sie genügend Einblicke in das Leben getan, um es nicht mit den Augen weltfremden Idealismus anzusehen. In ihrem väterlichen Hause waren natürliche Dinge immer offen und sachlich erörtert und nicht ängstlich vor den Augen der heranwachsenden Tochter verborgen worden.

Sie hörte also ohne Befangenheit diese heiklen Erörterungen mit an und ließ sich erklären, was sie nicht verstand.

Gewiß, daß die Männer in dieser einsamen Kolonie nicht ganz auf die Frauen verzichten konnten, begriff sie. Auch der große Vorteil für den Mann, nicht für das ganze Leben an eine farbige Frau gebunden zu sein, leuchtete ihr ein. Gingen doch auf solche Weise diese Männer und ihre Nachkommen nicht unrettbar dem deutschen Volkstum verloren. Sie war in diesen Minuten ganz die kluge Tochter ihres gerecht und milde abwägenden verstorbenen Vaters.

Uffrecht hörte staunend, wie vorurteilsfrei und weitblickend das Mädchen sprach, und es bereitete ihm eine neue köstliche Überraschung — diesmal auf innerlichem Gebiet! Martha aber ging der Sache auf den Grund.

„Ja, aber da sind doch auch Kinder. Was wird aus den Kindern solcher Verbindungen, wenn die Eltern sich trennen?"

„O, das macht keine Schwierigkeiten", erklärte Rüdiger leichthin. „Sie bleiben bei der Mutter und erhalten eine bescheidene Abfindung vom Vater. Ist die Mutter Vollblut, so wachsen sie unter den Samoanern auf und werden Samoaner — ein glückliches Los übrigens! Ist sie Halbweiße, nun so werden sie eben wie die andern Halfcasts erzogen."

Martha verfiel in Grübeln und hörte eine Zeitlang nichts mehr von der Unterhaltung der andern.

Gewiß — sie verstand manches aus der Besonderheit der Verhältnisse heraus. Aber es war da doch etwas verkehrt, nicht in Ordnung, etwas, das ihrem sittlichen Empfinden widersprach. Und plötzlich rief sie aus ihren Gedanken heraus, mitten hinein in das Gespräch:

„Aber das ist ja — das ist ja eine moralische Unmöglichkeit! Ja, wenn der Mann in die Heimat zurückkehrt und dort heiratet — das mag ja angehen, wenn er es vor seinem Gewissen verantworten kann. Aber hier — hier in der Kolonie dann mit einer andern Frau leben — gleichsam unter den Augen seiner Samoanerin und deren Kinder? — Und die deutsche Frau — sie wird selbst Kinder bekommen — nein — nein — das ist ungeheuerlich — das kann keiner Frau zugemutet werden — von dem Manne, der sie zu achten und zu lieben vorgibt!"

(Fortsetzung folgt.)

Ich gehe in ein Tanzkränzchen.

Von Lasa.

(Nachdruck verboten.)

Ich ging in ein Tanzkränzchen.

Das Tanzkränzchen war jede Woche zweimal. Der Tanzmeister begrüßte uns am ersten Abend wohlwollend, wie ein gütiger Vater. Er hielt uns einen Vortrag, von dem ich nichts verstanden habe. Es kamen da seltsame Namen und Bezeichnungen vor. Zuerst schien mir, er wolle eine Lektion in einer mir unbekannten fremden Sprache geben. Ich kapierte aber, daß er sagen wollte: Sie können noch gar nichts, meine Herrschaften. Sie können nicht einmal gehen. Versuchen Sie mal diesen Schritt. Er ging mit graziöser Gespreiztheit über das Parkett, immer beim Aufsetzen des ganzen Fußes leicht sich wiegend, wie von einem unsichtbaren Rhythmus getragen. Wir versuchten. Es war ein Unterschied wie zwischen einem Rennpferd und einem pflastermüden Karrengaul.

Ich hatte nie geglaubt, daß es so schwer sei, tanzen zu lernen. Man muß anfangen, wie ein Kind. Zuerst diesen Gang: vier Schritte vorwärts, einen zur Seite, vier vorwärts, eine Wendung. Wieder von vorn. Das war endlos und wäre sehr langweilig, wenn nicht die Partnerinnen gewesen wären.

Die Partnerinnen. Es waren genau soviel da wie Herren. Das war fein arrangiert. Es war wie ein Ball en petit, ein Ball unter uns. Es gab Damenwahl, genau wie im Ballsaal, es gab Flirts, genau wie . . . ich verrate nichts. Wir Pärchen tanzten mit Inbrunst etwas, was wir nicht kannten. Es war eigentlich auch kein Tanzen.

Fritzi, die Blonde, und Mia, die Brünette, waren auch dabei. Ich war ihr Schwarm. Sie mein Verhängnis. (Lieber Setzer, bitte nicht Verhältnis!) Die erste intimere Fühlungnahme bestand darin, daß wir uns gegenseitig auf die Füße traten. Wir übersahen das geflissentlich. Ernst, steif, mit furchtbar wichtiger Grandezza machten wir: vier Schritte vor, einen seitwärts, vier vor, eine Wendung. Und noch und noch.

Fritzi war blond und hatte dunkle, blaue Augen, ein liebliches Kindergesicht (aber das Kindliche war raffinierte Mache), sie konnte sehr schöne große Augen machen, feurig und entrückt zugleich. Als wir zweimal miteinander „getanzt" hatten, lud sie mich zum Kaffee ein. Mia war brünett und demzufolge zurückhaltender und unnahbarer; ich war für sie vorerst Luft. Beim letzten Tanz warnte sie mich vor Fritzi, ihrer Freundin, und fragte, wie es mit einem gemeinsamen Kinobesuch wäre. Da ich mich auf beide als die besten Tänzerinnen angewiesen fühlte, sagte ich zu. Das Tanzkränzchen fand also nicht zweimal, sondern viermal in der Woche statt. Als wir bei einer Tasse Kaffee (eine ist gottvoll) saßen, plauderte Fritzi aus ihrer Jugendzeit, ach, so nah und frisch in der Erinnerung. O, selig, ein Kind noch zu sein. Im Kino, mit Mia, ist es dunkel, und ich bin zu nichts verpflichtet. Übrigens habe ich hier nur vom Tanzkränzchen zu erzählen.

In der nächsten Stunde gibt es die ersten Hindernisse. Wir müssen zählen, wie die Paukenisten. Der Tanzmeister ist sehr genau. Sein Honorar ist ehrlich verdient. Fritzi tanzt mit gefühlvoller Hingabe. Ich muß mir demnächst ein Paar neue Lackschuhe kaufen, und wie es meiner Smokinghose ergehen wird, ist ganz ungewiß. Fritzi trägt mich mit zarter Hand über die Klippen. Sie kann unbedingt mehr als ich. Fritzi schwebt wie eine Elfe vor mir her. Ich sehe nichts, ich höre nichts, ich zähle nicht — ich schwebe mit. Nicht wie meine Tanzbeine wollen, sondern wie mein Tanzgeist, hätte er Beine, getan haben würde.

Mia, durch das Feuer ihrer Freundin angespornt, geht beim nächsten Tanz aus sich heraus und mit mir ins Zeug. Sie flüstert mir zu: Sie können schon sehr viel, Sie sind der geborene Tänzer, und blickte schelmisch-verschämt zu mir herauf. O, sage ich, das ist ganz Ihr Verdienst, Kindchen. Sie sind vollendete Grazie, in allem, was Sie tun. O, Sie Schelm, errötet sie und fügt hinzu: Waren Sie schon einmal bei Etté. Dieser Meister unter den modernen Tanzinterpreten in hinreißend, diese süßen, schwelgenden, sehnsuchtsvollen Bostons, die er spielt, dieser prickelnde Jazz, ich halte ihn für den modernen Strauß, Sie dürfen ihn nicht versäumen. Ich lud sie also ein.

Fritzi ist eifersüchtig. Beim nächsten Tanz (pardon, Vortraining zu etwas unsagbar Getragenem, Geschleiftem, Gehüpftem, vorwärts-, rückwärts-, seitwärts Gebogenem) blitzte sie mit deutlichem Ungewitter in den Augen die Freundin an und beschlagnahmte mich restlos, und schwebte weiter vor mir her. Fritzi ist ein Racker. Sie hat mehr Schmiß als Mia, mehr ursprüngliches Temperament. Fritzi war mir daher lieber. (Ich sagte bei Mia wieder ab.) Und sie war auch raffiniert, o, sie war sehr raffiniert, so unter einer unschuldsvollen kindlichen Harmlosigkeit. Sie tanzte mit einer schmiegigen Gelöstheit, die ihren Körper leicht wie ein Spielzeug machte, reagierte auf den leisesten Druck, war biegsam wie ein Kätzchen. Sie war ja auch längst keine Anfängerin mehr. Sie erzählte mir das mit leisem Kichern. Und was führte sie denn her? Wenn man es recht betrachtete, sei sie eigentlich meinetwegen da, irgendeine dunkle Stimme habe sie hergelockt, ihr Schicksal sei ich, seufzte sie mit schwärmerischem Schmelz. Schicksal — das unsere Bahnen kreuzen ließ. Und jetzt werde sie nicht eher ruhen, bis ich in die Mysterien des Tanzes eingedrungen sei. O, diese Selbstlosigkeit eines edlen Gemüts. Brave Fritzi!

Wir machten die üblichen Stufen durch, was soll ich viel erzählen. Beim Mittelball gab es zwischen Mia und Fritzi Krach. Mia verließ das Lokal und kehrte nie zurück. Arme Mia! Ich hatte ihr manches zu danken. Meine Lackschuhe werden ewig an sie denken.

Fritzi hatte das Feld allein. Wir gingen zum Schlußball — wir! Es hieß nicht mehr Fritzi und ich, sondern wir. Das hatte sie so eingeführt, der Einfachheit halber. Auf dem Ball waren ihre Eltern. Wir tanzten sehr viel — gut will ich nicht sagen. Ich wurde deshalb Tanz-König, sie Königin. Natürlich läßt sich ein König seine Würde nicht schenken. Ich wog ihre goldlackierte Pappkrone mit einigen Papierlappen auf, Fritzi beglückte alles mit einem fein abgestuften Lächeln, in dem Gnade, Herablassung, Spott und vor allem Selbstbewußtsein lagen. Der Vater lud mich jovial zum Wein. Trinken Sie, junger Mann. (Junger Mann und König!) Die Mutter blickte mich sonderbar an und gluckste ab und zu freudige Stoßseufzer. Mir war einfach elend zumute. Irgend etwas zog drohend auf, eine unsichtbare Gefahr. Schwiegermutter . . .!?

Da stand wieder Fritzi da und holte mich süßflötend zum Tanz. Sie engagierte mich, sie lud mich zum Likör ein, sie kaufte allerhand Tand, sie bestellte Extratänze. Sie, sie, sie! Mir blieb das bescheidene Amt des finanziellen Ausgleichers. Und immer schwebender und verzückter wurde sie, immer romantischer, ihr Mund schmolz vor dem süßesten Kitsch, den ich je hörte. In einer verschwiegenen Laube sagte sie: Süßer, Liebling, o du . . . ich lasse dich nicht! Drückt mir einen langen Kuß auf, und spricht ganz schlicht: Nun sind wir verlobt!

Ich wurde auf der Stelle besinnungslos.

Als ich erwachte standen Fritzi, Schwiegermutter, Schwiegervater und Tanten und Onkels um mich umher, alle im Begriff, mich in die Arme zu schließen. Ich aber sprang auf, bahnte mir mit Fäusten einen Weg durch Fritzis Angehörige und blieb von da an verschollen. Ich sandte Briefe und Einschreibbriefe zurück und ließ auf telephonische Anfragen mitteilen, ich sei gestorben.

Nie wieder werde ich in ein Tanzkränzchen gehen.

Merkwürdige Selbstmordformen.

Die furchtbare Tat des Ingenieurs, der sich jetzt in Charlottenburg mit Dynamit selbst in die Luft gesprengt hat, steht durchaus nicht so vereinzelt da, wie man wohl zunächst annehmen möchte. Seit das Dynamit erfunden wurde, ist es auch von Lebensüberdrüssigen, die nach einer „todsicheren“ Form des Selbstmordes suchten, immer wieder verwendet worden. In einer Arbeit über den Selbstmord hat der französische Irrenarzt Dr. Lorthicios eine ganze Reihe solcher Fälle zusammengestellt, in denen Menschen sich mit einer Dynamitpatrone entzweisprengten. Bei einer seltsamen Umfrage über die „beste Art des Selbstmordes“, die eine mexikanische Zeitung veranstaltete, entschieden sich verschiedene Antwortende für den „Dynamitselbstmord“, indem sie ihn für die schnellste, sicherste und schmerzloseste Manier erklärten. Freilich wird diese Selbstmordform natürlich nur von solchen angewandt werden können, denen es durch ihren Beruf möglich ist, Sprengstoff in der genügenden Menge zu erlangen. So bestimmt ja überhaupt der Beruf vielfach die Art des Selbstmordes. Soldaten und Jäger greifen zum Gewehr, Hebammen vergiften sich mit Lysol, Apotheker mit Blausäure, Steinbrucharbeiter lassen sich von herabstürzenden Felsstücken erschlagen, und es sind auch Fälle vorgekommen, in denen sich Bäcker im eigenen Backofen verbrannten. Der Flammentod, den orientalische Herrscher und indische Witwen früher bevorzugten, um „in Schönheit zu sterben“, kommt auch in unseren Tagen noch vor. Solche Verbrennungsselbstmorde arteten unter den russischen Sekten sogar zu Epidemien aus, indem Propheten diese Art der Vernichtung als von Gott gewollt predigten, und die Behörden mußten mit strengen Mitteln gegen die immer mehr um sich greifende Selbstverbrennung einschreiten. Das Bauchaufschlitzen oder Harakiri, die offizielle Selbstmordform der japanischen Adligen, ist noch bis in die jüngste Zeit immer wieder geübt worden. Noch grausiger aber war die Art der Entleibung, die ein Mandarin in Annam wählte. Da er im Gefängnis keine Waffe zur Hand hatte, beging er Harakiri, indem er sich mit den langen Fingernägeln, die er nach der Mode trug, den Bauch aufriß. Junge Mädchen, die meist aus Liebesgram ihrem Leben ein Ende machen wollen, verschlucken manchmal zu diesem Zweck die merkwürdigsten Gegenstände. So verschlang eine junge Polin nacheinander vier Schlüssel, ein großes und zwei kleine Messer, 13 silberne, zwei kupferne, vier messingene Münzen, 20 eiserne Nägel, die Bruchstücke von sechs zinnernen Löffeln, zwei silberne Löffelstiele, sieben eiserne Fensterriegel, ein messingenes Kreuz, einen eisernen Knopf, 101 Stecknadeln, einen Stein, drei Stücke Glas und zwei Kugeln des Rosenkranzes. Aber mit all dem gelang es ihr erst nach 5 Monaten, sich ins Jenseits zu befördern. Besonders grausig sind die Selbstmordmethoden, die bisweilen von Geisteskranken gewählt werden. Dahin gehört die Selbstkreuzigung, die besonders bei religiös Wahnsinnigen vorkommt. Solche Fälle werden von einer Turiner Dienstmagd und von einem venezianischen Schuhmacher in der Fachliteratur berichtet und ausführlich beschrieben. Die merkwürdigste Art des Selbstmordes war wohl die eines Geisteskranken, der sich in den Tod befördern wollte, indem er nicht mehr atmete. Von Morgen bis Abend preßte er sich Mund und Nase zu; aber im Schlaf trat die Natur wieder in ihre Rechte. Nach Verlauf von acht Tagen war sein Gesicht völlig farblos, am Körper zeigten sich blutunterlaufene Flecken. Aber trotz ungeheurer Willensanstrengung konnte er sich nicht auf diese Weise den Tod geben.

Was wir einatmen.

Jedermann weiß, daß die Luft im Gebirge „rein“ ist und in der Großstadt außerordentlich staubhaltig. Wie groß aber der Unterschied ist und welche Menge von Staub, Bakterien und anderen Keimen in der Luft vorhanden sind, ist im allgemeinen viel zu wenig bekannt. Wer die Zahlen kennt und zu würdigen weiß, wird auch hygienischen Maßnahmen leichter zugänglich sein. Denn viele Krankheiten der Atmungswege, nicht zuletzt auch die Tuberkulose, werden vom Staub ungünstig beeinflußt. In der Luft der Industriestädte sind im Kubikmeter 0,2—0,5 Milligramm grobsichtbarer Staub enthalten, der von der Bodenoberfläche stammt und in der Hauptsache aus feinsten Gesteinsplittern, Sand, Lehmteilchen, ferner aus Kohlenteilchen usw. besteht. In den Fabriken ist die Menge des Staubes natürlich viel größer und je nach der Betriebsart verschieden. Z. B. wurde in einem Kubikmeter Luft festgestellt in einer Kunstwollfabrik 20 Milligramm, in einer Schnupftabakfabrik 70 Milligramm und in einer Zementfabrik 225 Milligramm. Die eingeatmete Staubmenge beträgt für den Arbeiter einer Eisenwarenfabrik jährlich 100—150 Gramm, im Hadernsaal einer Papierfabrik bis 35 Gramm. Die Menge des Staubes in der freien atmosphärischen Luft ist vor allem von der Höhe des Beobachtungsortes abhängig. Schon scheinbar geringfügige Unterschiede sind von großer Bedeutung. So ist z. B. die Luft im dritten Stockwerk eines Hauses viel weniger staubhaltig und daher zweifellos ge-

sünder als die im Erdgeschoß. Vor allem ist auch der Gehalt an Bakterien und anderen Keimen im höheren Stockwerk viel geringer. So hat man im Hygienischen Institut in Berlin festgestellt, daß die in den Erdgeschoßräumen aufgestellten Sandfilter mehrfach doppelt soviel Keime enthielten als die Filter vom Dach des Gebäudes. Eine Wohnung im dritten Geschoß ist daher in gesundheitlicher Hinsicht einer Parterrewohnung entschieden vorzuziehen. In großen Höhen, über 3000 Meter etwa, ist die Luft vollständig staubfrei, ebenso über dem Ozean in größerer Entfernung vom Lande. Ebenso fehlen Bakterien völlig. Im Park von Montsouris fand man dagegen im Kubikmeter Luft im Mittel 425 Keime, und im Zentrum von Paris 4000. Sehr hoch ist naturgemäß der Keimgehalt der Krankenzimmerluft. Man berechnete im Kubikmeter 40 000—100 000 Keime. Ganz gering ist dann natürlich der Keimgehalt auf Seeschiffen; in einem Dampfersalon stellte man z. B. nur 60 Keime im Kubikmeter fest.

Bunte Chronik



* **Ein Heiratsgesuch vom Jahre 1812.** Eine der ersten Spuren der jetzt zur Tagesliteratur gewordenen Heiratsgesuche kommt in Leipzig zum Vorschein. Am 9. Mai des Jahres 1812 war in dem dort erscheinenden „Intelligenzblatt“ nachstehende Anzeige zu lesen: „Vier honette, sehr schöne 18- bis 24jährige Mädchen guter Erziehung, vom Lande, wovon jede sogleich 3000 Gulden Heiratsgut erhält, wünschen in einer größeren Stadt durch Heirat bald eine Versorgung zu finden. Sie schmeicheln sich, gute Hauswirtinnen zu werden, jeder Wirtschaft gewachsen und nur wegen Abgelegenheit ihres Vaterortes von anständigen Heiratslustigen ungesucht zu sein, denn sie sehen mehr auf Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit als auf Vermögen. Um das Nähere können nicht über 40 Jahre alte und mit keinem leiblichen Gebrechen behaftete Subjekte sich schriftlich erkundigen mit der Aufschrift: „Suchet, so werdet ihr finden“. Abzugeben im Verlagskontor des „Intelligenzblattes“, Petersstraße 33. Daß dabei strengstes Stillschweigen beobachtet wird, versteht sich von selbsten.“ — Auf diese Anzeige und Aufforderung zum heiligen Ehestand liefen über zwanzig Schreiben ein, darunter Briefe, in denen die Heiratslustigen zehnmal sorgfältiger und genauer beschrieben waren als die Spitzbuben in den Steckbriefen. Eine der heiratslustigen Damen erschien persönlich im Intelligenzkontor, um die eingegangenen Schreiben in Empfang zu nehmen. Ob die vier Engel unter die Haube gekommen sind, wird nicht erwähnt.

*

* **Die hereingefallenen Millionäre.** Dem allmächtigen Dollar gegenüber versagt auch das italienische Gesetz, das die Ausfuhr von Kunstwerken streng verbietet; aber die Dollarkönige, die mit ihrem Geld alle erreichbaren Kunstschätze aufzukaufen gewillt sind, haben sich dabei zu ihrem Schaden von der Wahrheit des Sprichwortes überzeugen müssen: Auf einen Schelmen anderthalbe! Viele berühmte Bilder italienischer Meister haben anstandslos den Weg über den Ozean genommen, und zwar keineswegs heimlich; dieser Export geschah vielmehr unter den Augen der Hüter des Gesetzes. Man hatte einfach mit Wasserfarbe über dem Original irgend ein Landschaftsbild gemalt, so daß das Bild anstandslos als modernes Werk die Zollstelle passierte. War es drüben angekommen, so wurde es der Behandlung mit einer Spezziallösung unterzogen, die bewirkte, daß nach dem Verschwinden der Aquarellschicht das Meisterwerk in unversehrter Schönheit erschien. Aber auch hier kam das dicke Ende nach. So mancher Erzmillionär, der sich im Besitz eines unschätzbaren Kunstwerkes wähnte, erhielt von dem mit der Wiederherstellung betrauten amerikanischen Bilderrestaurator eine Mitteilung folgenden Inhalts: „Verehrter Herr! Wir haben die Landschaft von Ihrem Meisterwerk entfernt und fanden darunter ein Bild, das die Krönung Viktor Emanuels darstellt, was sollen wir tun?“ Eine andere Zuschrift lautete: „Unter dem Stilleben Ihres Correggio fanden wir nach der Reinigung die Landung bei Marsalla. Sollen war das Verfahren fortsetzen?“ Die „glücklichen“ Käufer haben jetzt zum Schaden auch noch den Spott zu tragen.

Lustige Rundschau

* **Dreistigkeit.** Chef: „Wie, Sie als jüngster Gehilfe in meinem Geschäft küssen meine Tochter? . . . Das hat sich ja noch nicht einmal mein ältester Buchhalter erlaubt und der ist schon über 50 Jahre im Geschäft!“

*

* **Garantiert 2 Jahre.** Richter: Der Angeklagte wird wegen Diebstahls einer Uhr zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. — Angeklagter: Ich hab's geahnt, ich hab's geahnt. — Richter: Was haben Sie geahnt? — Angeklagter: Auf der Uhr stand: 2 Jahre Garantie.

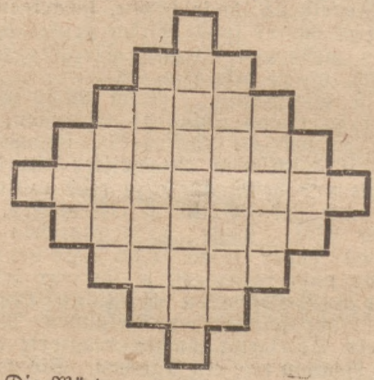
*

* **Pech.** „Denk' dir nur, Emil, mein Pech! Geschlagene drei Wochen habe ich daran gearbeitet, hinten im Bankhaus ein Loch zum Kassenraum in die Wand zu bohren! — „Und nun?“ — „Nun macht der Bankier vorne pleite!“

Rätsel-Ecke



Stern-Rätsel.



Die Wörter und Buchstaben: Brief, N, Iff, Fenster, P, Lotse, Reitgerte, Reh, Turnier sind so untereinander zu bringen, daß die Achse eines auf der Spitze stehenden Quadrats, von oben nach unten gelesen, ein Fest im Jahre ergibt.

*

Besuchskarten-Rätsel.

Rudi B. C. Hesse

Bautzen

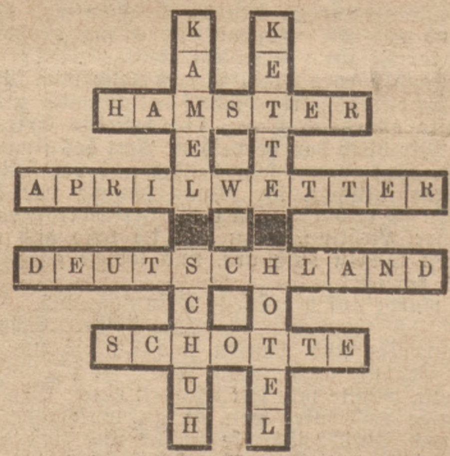
Wer den Beruf wissen will, den obiger Inhaber der Besuchskarte ausübt, hat die Aufgabe, sämtliche Buchstaben umzustellen.

Blank.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 112.

Stern-Ausfüll-Rätsel:



Die wagerechten Wörter lauten: Hamster, Aprilwetter, Deutschland, Schotte. Die senkrechten lauten: Kamel, Schuh, Kette, Hotel.

Besuchskarten-Rätsel: Goldarbeiter.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.